Geld ohne Freude.

Novellette von **Hugo Wittmann.**

Der Vater.

Kommerzialrath Gottfried Ritter v. Reckenschuß saß mit Frau und Tochter bei Tisch. Ein einziger Gast war geladen worden, ein junger Maler, der seit kurzer Zeit an einem Bilde des vielgenannten Großindustriellen arbeitete. Vier Tischgenossen also, und so hätte die Unterhaltung in munterer Wechselrede, in flotter Gangart um den Tisch kreisen können, denn Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit, sie lieben die Vierzahl. Die zwei aber waren für heute Abends nicht mitgebeten worden, fanden hier überhaupt keinen Zutritt. Die Gemüthlichkeit kam nie über die Schwelle, die Fröhlichkeit höchstens auf der Hintertreppe bis in die Gesindestube. Das Haus dieses steinreichen Mannes war auf einen Ton der Unfreudigkeit gestimmt, der selbst die fremden Besucher erfaßte und jedem das freie, sonst leichthin fließende Wort gefangen in der Kehle hielt. Der Ton ging natürlich vom Hausherrn aus. Eine hagere, hochgewachsene Erscheinung, nahe an den Sechzig, stets tadellos gekleidet, auch heute in seinem Smoking und der triumphirend blanken Hemdbrust ein Musterbild gesellschaftlicher Eleganz. Dabei der geborene Spielverderber. Schon seine Gegenwart übte einen beklemmenden Zwang aus, dem sich kaum einer zu entziehen vermochte. Anderswo, in größeren Zirkeln, fand der Druck wohl manchmal seinen Gegendruck, doch hier im engeren Kreise, wenn er mit seinen Gästen bei Tische saß, schien der Mann eine Verdrossenheit auszuathmen, die sich jedem wie ein Strick um den Hals legte. Wer die menschgewordene Langweile sehen wollte, hier mußte er eintreten. Und selbstverständlich war es nicht jene edlere Langweile, die eine Krankheit strebender Gemüther ist, nicht die Sehnsucht nach höheren Zielen, nicht das Heimweh nach einem entflogenen Ideal, sondern einfach der Stumpfsinn eines Menschen, der nach erledigtem Tagewerk schlechterdings nichts mit sich anzufangen weiß, die Wunschlosigkeit eines satt und übersatt gewordenen Schoßkindes des Glückes. Aus diesen müden Zügen, diesen glanzleeren Augen sprach — man gestatte das derbe Wort — ein bodenloses Mir-ist-alles-wurscht, das fast an Lebensüberdruß grenzte, im Grunde aber nur unheilbare Lebensgleichgiltigkeit war. Es gab eben nichts mehr, was diese schlaffen Nerven in Schwingung setzte, keinen belebenden Thau mehr für diese verdorrte, eingeschrumpfte Seele.

Und der arme Maler, das da sollte er malen, um des lieben Brotes willen konterfeien, diese Oede, diese Armuth! Seine Erfolge auf der letzten Sezessionsausstellung hatten ihm diesen einträglichen Auftrag zugeführt, und nun verwünschte er beinahe schon seinen jungen Ruhm. In stiller Verzweiflung saß er da, indes die Teller geräuschlos vor ihm wechselten und ein stumm geschäftiger Diener ihm Glas um Glas mit kostbaren Tropfen füllte. Verstohlen blickte er manchmal nach seinem Modell, dann wieder wie hilfeflehend nach der Frau des Hauses oder nach der Tochter. Die zwei Damen aber schienen die Sprache verloren zu haben. Nachmittags hatten sie ihn im Atelier besucht, um nach dem werdenden Bilde zu schauen, und zwischen den dürftig geschmückten vier Wänden war selbst Frau Amalia, sonst ziemlich wortkarg, sehr gesprächig geworden. Ihre Tochter Gertrud vollends, die plauderte sehr unbefangen, sehr heiter, auch sehr gescheit, über Kunst und Kunstempfindung. Um wie viel lieber hätte er diese blasse Schönheit gemalt, den ewig fesselnden Gegensatz zwischen blauen Augen und schwarzem Seidenhaar wiederzugeben versucht! Merkwürdig aber, jetzt bei Tisch hatten sich die Damen in Bildsäulen verwandelt, die zwar mit Gelenken versehen waren, aber nur widerwillig nach einem geheimen Takte sich zu rühren schienen. Die Mutter sprach kaum ein Wort, und auch auf dem schönen Antlitz der Tochter lag, wie abgeschattet vom väterlichen Gesicht, ein Ausdruck schmerzlicher Langweile. War sie vielleicht auch schon wunschlos geworden, wie es der Vater war, den nichts mehr anregte, nichts mehr aufregte, nichts mehr — außer seinem Geschäft. Die Ausnahme war wesentlich. Der junge Strychowski, so hieß der Maler, pflegte die Stunde für die Sitzungen des Kommerzialrathes schlecht zu wählen. Diesen Kopf hätte er nicht im üppigen Rahmen seiner Privatwohnung studiren sollen, sondern dort, wo sein Reichthum entsprang, an der Quelle seiner Millionen, in der kahlen Nüchternheit seiner Fabriken und Comptoirs. Dort hätte er sehen können, wie dieser Wachsfigur das Leben durch alle Glieder pulste, wie jeden Morgen beim Lesen des ersten Briefes, beim Empfang des ersten Telegramms, alles Müde aus diesen Zügen schwand, das erloschene Auge wieder Glanz gewann. Reckenschuß war in seiner Art ein idealer Geschäftsmann, der das Geschäft rein um des Geschäftes willen betrieb. Am Gelde freute ihn, wenn ihn überhaupt noch was freute, bloß das Erwerben, der Kampf um den Besitz, aber wie bei so vielen Reichen hatte sich schließlich auch bei ihm die Gewohnheit des Erwerbens in rücksichtslose Habgier verwandelt. Schopenhauer vergleicht den Reichthum mit dem Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto durstiger macht es. Der Kommerzialrath war ein starker Salzwassertrinker geworden.

Er war es nicht immer gewesen. Das Leben hatte ihn dazu gemacht, sein Beruf. Im Anfang befeuerte ihn zur Arbeit nur die Sorge, sich und den Seinigen, seiner Frau, seinem Sohne, seiner Tochter, ein unabhängiges Dasein zu sichern. Damals, vor dreißig Jahren, als er seine erste Kabelfabrik gründete, war er auch ein fröhlicher Mann, der nach des Tages Last und Mühsal sich heiter zu erholen, bisweilen sich auszutoben das Verlangen fühlte. Doch es kamen die guten Bilanzen, und nun warf er sich ein wenig in die Brust, miethete eine schönere Wohnung. Es kamen die sehr guten Bilanzen, und er kaufte ein kleines Haus, das er bequem und behaglich einzurichten verstand. Es kamen die brillanten Bilanzen, und er füllte dieses Haus mit schönen Bildern, werthvollen Möbeln, kostbaren Teppichen, denn ein Luxusbedürfnis war über ihn gekommen, das immer begehrlicher sich entwickelte. Es kamen schließlich die majestätischen Bilanzen, und er verkaufte das Haus und ließ sich draußen hinter dem Cottageviertel in einem großen Park eine schloßähnliche Villa bauen, die er mit einer wahnwitzigen Pracht bis unters Dach belastete. Gold und Silber und Marmelstein, wohin man blickte. Die Treppe aus Rosamarmor, wie er an einer einzigen Stelle, in Nubien oder sonstwo, gebrochen wird. Der große Speisesaal, mit einer Serie von Gobelins ausgestattet, deren jeder ein Unikum. Das kleinere Speisezimmer, wo heute servirt wurde, mit den seltensten Hölzern kunstvoll getäfelt. In den Schlaf- und Badezimmern die Waschtische aus Onyx, das Geräth eitel Silber. Allüberall ein Prunk, der sich selbst überschrie, ein Luxus, der den höchsten Rekord zu schlagen sich bemühte. Wie viel aber zerstörte der reiche Mann durch diese Ausschweifungen seines sogenannten Kunstsinns! Urtheil, Geschmack, Genußfähigkeit hatten sich bei ihm völlig abgestumpft. Vor diesem hochgestapelten Berg von schönen Sachen entfloh die echte Schönheit. Vor allem verlor er seinen Frohsinn. Jedes scheidende Jahr trug von dieser köstlichsten aller Gottesgaben einen Brocken mit sich fort. Er wurde immer verschlossener, einsilbiger, mürrischer, sogar in der äußeren Gestalt ein anderer, dürr und mager. Sein Kopf war nun wirklich wie ein Abguß vom Kopfe der verkörperten Langweile, sein Gesicht ein Nachdruck von Griesgrams authentischer Maske.

Dazu kamen Unstimmigkeiten in der Familie. Heranwachsend, entfremdete sich ihm die Tochter. Seine Frau, eine passive Natur, ertrug die neue Lebensführung mit stummer Duldermiene — eben ihre Form des Widerspruches. Auch mit seinem Sohn Herbert, den er so gut im Geschäft brauchen konnte, hatte er sich entzweit. Friedlich zwar gingen sie auseinander, eine Trennung war es aber doch. Sie erfolgte bald, nachdem sich Herbert mit Susanne v. Möringen, der Tochter des Sektionschefs im Unterrichtsministerium, verheirathet hatte. Als trefflich ausgebildeter Techniker, der er war, übernahm er damals eine Drahtstiftfabrik, die unter seiner Leitung ersichtlich emporblühte. Der Kommerzialrath hatte sie ein einziges Mal besucht, seither nicht wieder. Wollte er hören, wie es dem Sohne ging, fragte er dessen Mutter. So auch heute. Es war dies immer ein Zeichen von einer unverhofft günstigen Wendung im Geschäft, und wahrscheinlich hatte er untertags sehr hohe Abschlüsse gemacht. Er zeigte sich etwas gesprächiger als sonst, was man bei ihm gesprächig nennen konnte. Fragte die Tochter nach der neuesten Mode, den Maler nach der neuesten Richtung. Doch mit jedem Wort schien er eine Gnade zu erweisen, und ein Dämon saß ihm in der Kehle, der jede Silbe, die sich loslösen wollte, gewaltsam zurückzuhalten suchte. Die Mahlzeit verlief in der hausüblichen Trübsal.

Plötzlich erklang eine kräftige Männerstimme aus dem Vorzimmer, und herein trat — unangemeldet, er gehörte ja zur Familie — der Sektionschef v. Möringen. Ein stattlicher Graukopf, dem die auffallend langen Schnurrbartenden wie zwei lustige Fähnchen um die Mundwinkel flatterten, lebensfroh, mittheilsam, immer das Herz auf der Hand, trotz der Jahre, der Jahrzehnte noch gelenk in Wort und Gebärde, stadtbekannt übrigens als Premierenfigur. Er kam nur auf einen Augenblick, nur um für das große Diner, das übermorgen bei Reckenschuß stattfinden sollte, abzusagen. Er habe ein wichtiges Referat zu vollenden, schützte er vor. In Wahrheit graute ihm vor der Fadheit dieser marktschreierischen Veranstaltungen. Schon stand er wieder unter der Thür. Er mußte noch zum Junior, bei Herberts erwarteten sie ihn heute Abend. Leider konnte ihm der Kommerzialrath sein Automobil nicht anbieten, er hatte noch einer Ausschußsitzung des Industrierathes beizuwohnen. Doch Frau Amalia stellte ihm das ihrige zur Verfügung, und der Sektionschef nahm dankend an, denn Herbert wohnte am anderen Ende der Stadt, in Simmering irgendwo, hart neben der Fabrik.

Und fort war er — der einzige, der in dieses von Mißmuth umnebelte Prunkhaus, diesen Feenpalast der Langeweile, hin und wieder einen erheiternden Lichtstrahl mit sich brachte. . . .

Der Sohn.

Frau Susanne war schon ungeduldig. Ihr Vater hatte sich für den Abend angesagt und ließ noch immer auf sich warten. Die Kinder hätten längst im Bett sein sollen, aber Mädi und Bubi wollten nicht schlafen gehen, ohne dem Opapa Gute Nacht gesagt zu haben. Endlich kam er. Nun aber wollten sie sich erst recht nicht zu Bett bringen lassen, er müßte denn nur sich verpflichten, ihnen vor dem Einschlafen eine Geschichte zu erzählen. Das versprach er feierlichst. Bald darauf wurde er in's Schlafzimmer gerufen und begann: Es war einmal . . .

„O, die kennen wir!" riefen beide.

„Die kennt Ihr gar nicht, Ihr kleinen Sappermenter," brummte er gutmüthig. „Vielleicht kennt Ihr die Geistergeschicht' „Es war einmal" — er sagte es in einem dumpfen Orgelton — „oder die Ritter-geschicht' „Es war einmal — er sagte es mit geschwollenem Pathos — „was ich Euch aber jetzt erzähle, „es war einmal" — er sagte es leicht und lustig — „das habt Ihr noch nie gehört. Nun denn, es war einmal . . ."

Ein paarmal wiederholte er die drei Worte, jedesmal leiser, dann schlich er sich auf den Zehen fort und überließ es den Schlummernden, das Märchen zu Ende zu träumen, was sie wohl besser besorgten, als es ihm gelungen wäre.

„Ein Glück," sagte er dann zu seiner Tochter, „daß die Kinder nicht beim alten Reckenschuß aufwachsen. In dem seinem Haus wären's gar nicht zu Menschen erzogen worden."

„Zu was denn?" fragte Susanne verwundert.

„Zu Prinzen," antwortete er, „das heißt zu überirdischen, außerirdischen Menschen mit weltfremden Lebensanschauungen . . . zu Menschen, die zwar keine Götter sind, denen man aber eine Seele einzupflanzen sich bemüht, wie nur geborene Götter sie vertragen."

Herbert kam jetzt aus der Fabrik herüber. Er hatte sich bei der Arbeit verspätet und rief stürmisch nach seinem Abendbrot. Es wurde nicht auf Silber serviert, aber die einfach bürgerliche Mahlzeit schmeckte allen dreien vortrefflich, und unsichtbar saß auch hier ein Vierter mit bei Tisch: das Glück.

„Daß ich es nicht vergeß'," rief der Sektionschef, „heute, Sanneri, wärst beinahe um manchen Tausender reicher geworden. Du weißt, ich habe noch immer die alten Möbel von meinem Vater selig, und manches seltene Stück aus Großvaters Zeiten ist darunter. Da kommt nun heute ein Pariser Antiquitätenhändler und bietet mir dreißigtausend Kronen für den ganzen Kram. Denk' Dir, den großen Haufen Geld für das Graffelwerk!"

„Nun?"

„Nun, g'juckt hat's mich schon. Der Teufel wollt' mich offenbar in Versuchung führen. Schließlich hab' ich aber doch Nein gesagt. Es hängen zu viel Erinnerungen an dem alten Zeug. Drei Generationen sind zwischen diesen Kästen und Kommoden aufgewachsen. Du auch, Sanneri. . . . Und schließlich, in zwanzig Jahr, wenn ich nicht mehr bin, sind die Möbel vielleicht fünfzigtausend werth. So bereichere ich meine Kinder, indem ich alles behalte."

Es war elf Uhr, als der Sektionschef aufbrach. Herbert wollte ihn bis zur Electrischen begleiten, denn das Automobil hatte er fortgeschickt. Doch in der schönen, hellen Nacht zog er es vor, zu Fuß stadtwärts zu wandern, und ein Stück weit ging Herbert mit . . .

Der Sektionschef liebte seinen Schwiegersohn, eigentlich bewunderte er ihn. Daß dieser junge Mann, an Ueberfluß gewöhnt, wie unter dem Füllhornregen eines Füllhorns aufgewachsen, zuletzt doch die Kraft fand, sich loszureißen, aus diesem Hörselberg der Verweichlichung zu entfliehen, sich ganz auf eigene Füße zu stellen, zum Teufel auch, das traf denn doch nicht das nächstbeste Muttersöhnchen! Eines bloß beunruhigte ihn ein wenig. Herbert besaß offenbar das Geschäftstalent seines Vaters, besonders auch dessen Geschäftsglück. Auch er steuerte dem Reichthum entgegen. Das war leicht zu erkennen, und so entstand nun die Frage, was für eine Wirkung der Reichthum eines Tages wohl auf ihn ausübte. Würde er auch ihn seines Frohsinns berauben? Auch ihm die Seele bis auf die letzte edlere Regung ausweiden? Auch ihn zu einem Luxus verleiten, der sich zuletzt in's Groteske verlor? Letztere Gefahr erschien dem Sektionschef als die bedenklichste fast. Gewiß, er war selber kein Kostverächter, und jedes neue Lebenswerkzeug hieß er willkommen, das unser Dasein zu erleichtern, zu verschönern, bequemer, behaglicher zu gestalten vermochte. Er wußte auch, daß Luxus ein relativer Begriff war. Was dem einen als überflüssig, gilt dem anderen als unentbehrlich; was gestern noch Luxus war, ist oft heute schon das Nothwendigste. Und dann, den Luxus so mir nichts dir nichts abschaffen, wer kann daran denken? Wenn jeder seinen Becher wegwürfe, um gleich Diogenes aus der hohlen Hand zu trinken, gingen zunächst Millionen von Existenzen, ginge die Kultur zu Grunde. Die Grenze zwischen Komfort und Luxus ist nicht immer leicht zu ziehen. Dies alles wußte er. Doch wenn er dann bedachte, wie dieses Verlangen nach Prunk und Pracht heutzutage in's Uferlose, in's Unsinnige um sich griff, wie der Anreiz hierzu immer mächtiger wurde und jedes Beispiel hundert Nachahmer fand, wie man durch keine belebte Straße mehr gehen konnte, ohne von tausenderlei hübschen, reizenden, entzückenden Dingen, hinter den Scheiben der Kaufläden schimmernd, angelockt zu werden, wie heute jedes Schaufester förmlich zur Schaubühne ward und die ausgestellten Juwelen, Blumen, Kunstwerke und Kunstwerkchen gleichsam zu Schauspielern, welche die uralte Verschwenderkomödie in unwiderstehlich verführerischer Weise darstellten — ja, wenn er dies alles bedachte, dann wurde ihm schier bang um's Herz, und er fragte sich, ob nicht dieses maßlose Sichausbreiten des Luxus und der Luxusbedürfnisse die Menschheit einer ernsten Krisis entgegenführte, ob nicht die Zeit gekommen, die Rückkehr zur Einfachheit zu predigen. Kannte er nicht manchen armen Teufel, der sich kümmerlich durch's Leben schlug und stets guter Dinge blieb? Sah er nicht, wie das Geld die Menschen allerwärts unfroh machte, mit Sorgen überlastete, ihnen den Himmel verdüsterte und den Gesang in der Kehle erstickte? Darum denkt daran, Krösus, Lucullus, Mäcenas, Apicius, Trimalchio, ob es nicht möglich wäre, die Wirkung eures bösen Beispiels aufzuheben, sie abzuschwächen zum mindesten, ohne daß es der Menschheit schadete! Ja, möglich war das gewiß! Es gab ja andere, bessere Beispiele in der Welt, so viel lustiges Elend, so viel singende Armuth! Es lebe Johann, der muntere Seifensieder!

Sie waren zu einer Haltestelle gekommen, von wo Herbert zurückfahren wollte. „Meinetwegen," sagte er noch, denn der Sektionschef hatte ihm seine Bedenken mitgetheilt, „meinetwegen, Papa, braucht Dir nicht bange zu sein. Ich bin alt genug, um den Segen des Besitzes nach Gebühr zu schätzen. Ich will reich sein, weil ich unabhängig sein will. Aber nie werde ich dulden, daß das Geld Herr über mich wird, und ich glaube auch schon bewiesen zu haben, wie ernst ich das meine. Nein, meinen Lebensmuth soll mir der Mammon nicht vergiften. Mißlaune, wenn man kein Geld hat, ist vielleicht Dummheit — Mißlaune, wenn man Geld und sehr viel Geld hat, ist Wahnsinn. So was will ich meinen Kindern nicht hinterlassen. Denn Frohsinn vererbt sich wie die Gesundheit, und darum soll mein Bub und mein Mädel eines Tages nicht bloß einen Geldsack haben, sondern auch einen guten Brustkasten und ein fröhliches Gemüth. . . . Gute Nacht, Papa. . . . Da kommt ein Wagen. . . ."

Die Tochter.

Gertrud und der Maler hatten noch kein Wort der Liebe gewechselt. Wie konnten sie auch? Sie waren die ganze Zeit hier nie allein gewesen. Gertrud besuchte aber nicht selten sein Atelier, stets in Begleitung der Mutter oder des Vaters, und so entstand zwischen beiden eine Sympathie, die bald eine wärmere Färbung annahm. War es Liebe, war es nur ein Spiel mit Liebe, ein Flirt? Und waren beide gleichmäßig, jedes mit seinem übervollen Herzen, an dem werdenden Roman betheiligt? Das Mädchen vielleicht inniger, heftiger als der Mann? Lauter Fragen, nicht leicht zu beantworten, von den jungen Leuten selbst wohl am wenigsten. Es war eben zwischen beiden eine elektrische Spannung, die sich lösen mußte, ein Unausgesprochenes, das zur Klärung drängte.

Am schwersten von allen ihren Angehörigen trug Gertrud die glanzvolle Monotonie des väterlichen Hauses. Jeden Morgen war es ihr schrecklich, den neuen Tag beginnen zu müssen, und immer schob sie, zwischen ihren Kissen dumpf hinträumend, die böse Stunde weit und weiter hinaus. Die Mutter zuckte die Achseln über ihre Klagen. Nur bei dem Sektionschef fand sie Theilnahme, Verständnis für ihr Weh. Ihm konnte sie ihr Herz ausschütten. Fühlte er doch selber, was sie fühlte. Selten verweilte er länger als fünf Minuten bei Reckenschuß. In dieser beklemmenden Atmosphäre, jammerte er, unter diesen schwer vergoldeten, bemalten, getäfelten, kassetirten Zimmerdecken werde ihm, als drückten die Bleidächer Venedigs auf sein graues Haupt. „Dir aber, mein Kind," fuhr er dann wohl fort, „Dir steht ja ein Nothausgang offen aus diesem Prunk- und Staatsgefängnis — die Heirath." An Freiern gebrach es ihr natürlich nicht, noch bei keinem aber rief ihre innere Stimme: Der ist's! Den besten, leidlichsten fand sie, ach Gott, wie gering und nichtig, wie arm seinen Geist, wie dürr seine Seele! Sie wußte selbst nicht: verlangte sie's nach der Ehe oder fürchtete sie sich vor ihm? Und so war sie dreiundzwanzig geworden, ein unbestimmtes Sehnen im Herzen, denn das Ziel fehlte, ein Wünschen, dem vor Erfüllung bangte.

Der Vater drängte zuweilen. Ihm wäre selbstverständlich ein Baron oder Graf am liebsten gewesen, der hätte, auch ein Luxusgeräth, am besten in den Rahmen gepaßt, mit den Onyxtischen und der Treppe von rosa Marmor am glücklichsten sich gereimt. Indes, seine Tochter sollte ganz nach Wunsch und Neigung wählen. Nur wählen sollte sie, sich entscheiden. Er wollte dies Geschäft endlich erledigt wissen, sonst riß ihm die Geduld.

„Du zögerst, zauderst," sagte er ihr. „Du hast nicht den Muth, nicht die Kraft des Entschlusses. Aber zwinge mich nicht, für Dich zu wählen. In diesem Falle würde ich unbedingten Gehorsam fordern."

Bald hernach lief ihm auch wirklich ein Gräflein in's Garn, blutjung, hübsch, nicht einmal verkracht, aber auch nicht sehr begütert und sofort bereit, in das warme Nest sich hineinzubetten. Gertrud erschrak, als sie ihn sah. Wie überlegen fühlte sie sich dieser niedlichen Puppe! Nein, der war's gewiß nicht. . . .

„So bringe mir einen anderen!" fuhr sie der Vater an. „Aber mit umgehender Post . . . ich habe es satt."

Die Worte klangen lange in ihr nach. Einen anderen? Wußte sie denn einen? . . . Der Maler, ja, der vielleicht . . . aber er hatte sich nie erklärt, und sie konnte sich ihm doch nicht an den Hals werfen . . . und was sie fühlte, eigentlich hatte es nie den Gedanken an eine eheliche Verbindung in ihr geweckt . . . mußte denn geheirathet sein? . . . sie dürstete nach Liebe, vom Leben erwartete sie irgend ein Geschenk . . . ja, lieben . . . leben . . . So reich war sie, so vielbeneidet reich, und dieses Stückchen Himmel blieb ihr versagt! Wieviel tausend einfache Bürgersmädchen gab es, viel zufriedener als sie! . . . Unter ihrem Schmuck hatte sie von der Mutter her zwei breite goldene Armspangen, bei den Pariser Juwelieren "esclaves" genannt. Die waren so recht das Symbol ihres Daseins. Eine Kette dazu, und die Sklavin war fertig. . . . Aber konnte sie die Kette nicht zerreißen, nicht lockern? . . . für einen Tag nur . . . eine Stunde . . . nicht? . . . wirklich nicht?

Und nun war sie entschlossen . . .

Der Maler erstaunte nicht wenig, als er eines Morgens Fräulein Gertrud v. Reckenschuß bei sich eintreten sah, Gertrud ganz allein. Ja, Mama fühlte sich heute nicht ganz wohl . . . mußte das Bett hüten . . . hatte sie gebeten, einiges für sie zu besorgen . . . und da sie nun gerade an dem Atelier vorüberfuhr. . . . Wenn er ihr nur weitergeholfen, die Verlegenheit abgekürzt hätte! Aber da stand er mit seinem verwunderten Gesicht, ließ sie Ausflüchte suchen, Lügen ersinnen und verstand nicht, daß jedes Wort, das sie stammelte, einen anderen Sinn hatte, als den sein Klang verkündete. Sie sprach von Papas Bild, und er begriff nicht, daß ihr das Bild ungeheuer gleichgiltig war, ein ganz anderes Verlangen in die Höhle des Löwen sie gelockt hatte. Sie sprach von Mamas Bild, das er gleichfalls angefangen, und er begriff nicht, daß sie ihm sagen wollte, wie ihr Herz nach ihm brannte, ihre Sehnsucht loderte. Sie sprach, Gott sei's geklagt, vom schlechten Wetter, und er begriff nicht, der blöde, dumme Knabe, daß sie mit diesen Worten ihm zuschreien wollte: „So greif' doch zu und nimm das Glück, das ich Dir ins Haus getragen habe." Er schien wirklich nichts von alldem zu kapiren. Ihr blasses Gesicht wurde noch blässer. Es nahm einen Ausdruck an, den man hämisch nennen konnte, und, plötzlich eiskalt geworden, verabschiedete sie sich mit einem schwer zu deutenden Lächeln.

Doch kaum, daß sie fort war, stürmte er jubelnd durch die Werkstatt und rieb sich die Hände. Nein, so begriffsstützig, als man glauben konnte, war der brave Strychowski denn doch nicht! Er verstand es nur, kalt Blut zu bewahren. Was ihm Gott oder der Teufel da zugeführt, hatte er sofort erkannt, sofort aber sich auch entschlossen, ein gar feines Spiel zu spielen, diese Mädchenlaune, die nichts Dauerhaftes versprach, für sich auszunützen. Schon Tags darauf war er bei dem Kommerzialrath, erzählte ihm von dem Besuch seiner Tochter, deutete sehr geschickt und sehr schicklich an, auf was für ein Zufallsglück er als Ehrenmann, als echter Freund der Familie verzichtet habe, glaubte nun aber auch, gleichsam zum Lohne für seine löbliche Haltung und Enthaltung und weil ja die beiderseitige Neigung unzweifelhaft sei, um die Hand des Fräuleins v. Reckenschuß anhalten zu dürfen. Der Kommerzialrath maß ihn von oben bis unten, sagte gar nichts und ließ seine Tochter rufen.

„Hier, Kind, der Herr Strychowski hält um Dich an. Spricht von einer beiderseitigen Neigung, und wenn Du ihn wirklich liebst. . . ."

Doch schon fiel sie dem Vater ins Wort: „Ich wüßte nicht, was den Herrn zu einer so gröblichen Täuschung berechtigt." Und mit einem Verachtung sprühenden Blick rauschte sie von hinnen.

. . . Von da an ward ihr aber das Dasein im Elternhause immer unerträglicher. Der Vater bestand jetzt wieder auf seinen Grafen. Tag für Tag peinigte er sie mit dieser Heirath, spielte sogar die Komödienrolle des tragischen Heldenvaters, drohte mit Enterbung, mit seinem Fluch. Und niemand konnte ihr helfen, nicht Mutter, nicht Bruder, auch der alte Möringen nicht, ihr väterlicher Freund. Nie hatte sie sich so weltverlassen gefühlt. Das prächtige Haus schien ihr der Hölle gleich zu sein. Der jahrelange Zwang, jetzt diese Plage des Augenblickes, alles drängte zu einem gewaltsamen Ausbruch. Und da war es denn kein Wunder, daß sie eines Morgens auf den Gedanken kam, mit einem Ruck diesen Sack voll Elend abzuschütteln, und einen Selbstmordversuch unternahm. O, nur einen Versuch. Sie war es nicht gewohnt, Gift richtig zu dosiren, und da glücklicherweise der Hausarzt bei der Mutter sich befand, so war Hilfe rasch bei der Hand. Der Fall hatte gleichwohl das ganze Haus in furchtbare Aufregung versetzt. Man rief den Vater aus dem Geschäft, den Sohn, auch den Sektionschef, Freund in allen Nöthen, und erleichtert athmete die ganze Familie auf, als der Arzt endlich jede Gefahr für beseitigt erklärte. Der Kommerzialrath wollte ins Geschäft zurück. Da fuhr aber die Mutter, die bisher halb ohnmächtig auf dem Diwan gelegen, wie eine Furie empor und überschüttete ihn, plötzlich eine ganz andere Frau, mit einer Sturmfluth von Vorwürfen. So weit mußte es also kommen, bis zu diesem Aeußersten! Immer wurde Geld auf Geld gehäuft, Million auf Million gethürmt, das Haus mit sinnloser Pracht vollgepfropft, aber alle Lebensfreude wurde verbannt, die Kinder um ihre Jugend betrogen, die Tochter in den Tod getrieben! Die Frau, sonst das stille Opferlamm, bebte vor Zorn. Alles brach hervor, was sie die Jahre her heruntergewürgt hatte, und als ihr der Athem ausging, sprang, von ihrer flammenden Entrüstung fortgerissen, der Sektionschef für sie ein:

„Deine Frau hat tausendmal recht! Willst Du noch länger aus Deinem Herzen eine Trödelbude machen? Dieses Leben im Luxus und für den Luxus mußte ja schließlich zu solcher Verhärtung des Gemüthes führen, daß man schließlich die eigene Tochter für so eine seelenlose Nippsache hält, gegen die man seine Pflicht gethan, wenn man sie hie und da abstäubt und dann in den Schaukasten zurückstellt. Ich bin ja nicht schlechthin ein Feind des Luxus, aber wenn er den Charakter angreift, das Glück bedroht, den Frieden der Familie untergräbt, dann muß diese immerwährende Anbetung des schönen Dings, diese Vergötterung des reizend Ueberflüssigen eingedämmt werden. Du bist ein großer Sünder, Gottfried, vor Gott und den Menschen."

Der Kommerzialrath war ganz gebrochen. Bittend hob er die Hände, man möge ihn verschonen. Der Schlag hatte alles Stolze und Selbstbewußte in ihm umgeworfen, und schaudernd blickte er auf die grell besonnte Wüste zurück, die sein Leben hieß. Nichts freute ihn mehr, nicht einmal das Geschäft. Jetzt gleich wollte er in seiner Zerknirschung alle seine Fabriken an seinen Sohn abgeben, jetzt gleich. Dieser aber, der bisher geschwiegen, wehrte besänftigend ab. Das Geschäft brauche keinen neuen Herrn, nur die Familie mußte anders geführt, das häusliche Leben vernünftiger eingerichtet werden, und dazu wollte er fortan redlich mithelfen. Dann würde noch alles sich zum Guten wenden, schließlich auch der armen Gertrud der Weg gezeigt werden, auf dem sie die Ruhe finden konnte. Nicht bloß die Ruhe, warum nicht auch das Bessere, das Schönere?

„Ach ja, Herbert," rief die Mutter, „komm zu uns . . . und bring Susanne mit und ein bißchen nur von Deinem Glück! Was soll mir der Reichthum, wenn er nichts als Trauer und Thränen bringt! Dann lieber die Armuth. . . ."

„Ist auch meine Meinung," bekräftigte der Sektionschef. „Krösus wird mich zwar auslachen, darum möchte ich es aber doch hinausposaunen in die Welt: lieber Freude ohne Geld, als Geld ohne Freude!"

— Kiautschou wird zum ersten Male 880 erwähnt.

— Der Präsident der französischen Republik hat kürzlich eine Abordnung des Kommittees empfangen, das sich gebildet hat, um zu dem fünfzigjährigen Jubiläum der dritten Republik im Jahre 1920 ein großes Palais der Erinnerung zu schaffen. Das zur Ausführung in Aussicht genommene Modell des Architekten Charles Devie, das dem Präsidenten vorgelegt worden ist, sieht einen Bau in Gestalt eines lateinischen Kreuzes vor mit einer Terrasse an der Vorderseite, das 70 Meter hoch und 42 Meter breit ist. Es soll in der Nähe der Place de la Défense errichtet werden und eine Reihe von Sälen umfassen, die der Erinnerung an die Präsidenten und hohen Beamten der dritten Republik und an denkwürdige Ereignisse während des halben Jahrhunderts geweiht sind.

Die Lebenslüge.

Skizze von **G. Hallas-Müller.**

Wir saßen zusammen nach einem feinen, kleinen Herrendiner auf der Terrasse bei meinem Freunde, dem Bankdirektor Ruvig. Der Diener hatte Whiskey und Sodawasser auf die kleinen Tische dicht an unsere bequemen Korbsessel gestellt, und wir verdauten leicht und behaglich das gute Essen unseres Wirths mit einer vorzüglichen Cigarre im Munde.

Wir hatte über Frauen und Liebe debattirt, und kluge, geistreiche und thörichte Worte waren von erfahrenen Männern für und gegen die Frauen gesprochen worden. Ach, wir alle hatten die Liebe und ihre Erregungen durchgemacht, und keiner konnte mit größerem Recht als wir Herz auf Schmerz reimen. Einer war jedoch unter uns, dessen Leben ich nicht bis auf den Grund kannte. Er saß an die Balustrade gelehnt, und sein klassisches Profil stand für mich scharf gegen den hellen Himmel. Er war sehr hübsch, wohl fünfunddreißig Jahre alt; der jüngste von uns. Aber das schwarze Haar war graugesprenkelt, an den Schläfen fast ganz grau, und die Mundwinkel waren gefurcht wie von einem großen Kummer. Ich wußte, daß er ein armes, junges Mädchen geheirathet hatte, das plötzlich nach einjähriger Ehe gestorben war. Er war selbst arm gewesen, erbte jedoch gleich nach seiner Hochzeit ein großes Vermögen. Soweit ich gehört hatte, hatte er seine Gattin sehr geliebt, und nun war sein Leben der Erinnerung an sie und seiner Kunst geweiht. Er hatte sich an unserem Gespräch nicht viel betheiligt.

Das Licht von der Lampe im Wohnzimmer hinter uns fiel auf sein Gesicht, als er sich jetzt mit einem Ruck nach uns umwandte. Es war ein gequälter Ausdruck um seinen Mund, und seine Stimme bebte leicht, als er sprach.

„Herr Direktor, und Sie, meine Herren! Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen widerspreche. Sie müssen es mir verzeihen, wenn ich Ihnen in dem, was Sie hier gesagt haben, nicht zustimmen kann; ich vermag die vielen Beschuldigungen gegen die Frauen und manche Urtheile über sie nicht zu billigen."

Er war sehr erregt und sprach schnell; die Worte stolperten fast übereinander, als könne er nicht geschwind genug seine Meinung äußern.

Schweigend betrachteten wir ihn, und es war gewiß keiner unter uns, der nicht den Anblick des schönen, männlichen Gesichts beim Sprechen genossen hätte.

„Sie haben ja alle," fuhr er fort, „aus Erfahrung gesprochen, und ich begreife, daß viele Erfahrungen Manchen in der Beurtheilung der Frauen verbittert und cynisch gemacht haben. Aber auch ich habe, so jung ich noch bin, Erfahrungen gemacht, Erfahrungen, die wohl die Ihren aufwiegen müssen. Wenn Sie es mir gestatten, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Herr Ruvig, Sie kennen sie ja zum Theil. Sie wissen, daß ich, bevor ich das Vermögen meines Onkels erbte, sehr arm war, ja so arm, daß ich mich freuen mußte, mich einmal im Monat sattessen zu können.

Thür an Thür mit mir wohnte ein junges Mädchen, die als Maschinenschreiberin in einer Bank thätig war. Wir freundeten uns schnell an, gemeinsame Noth führte uns zusammen. Es war elternlos und neunzehn Jahre alt. Die Eltern waren soeben kurz hintereinander gestorben, und sie hinterließen gerade genug zur Bezahlung des Begräbnisses und eines Handelskurses für die Tochter. Nachdem sie diesen Kursus durchgemacht hatte, verschaffte ihr der Direktor eine Stelle in einer Bank, dort verdiente sie 75 Kronen monatlich, und von diesem Betrage mußte sie alles bezahlen. Ich selbst hatte damals nur 50 Kronen im Monat. Sie war das lieblichste Mädchen, das man sich denken kann. Stets vergnügt, liebenswürdig und dienstbereit, bis zum äußersten. Kaum entwickelt war sie, und doch eine Schönheit ohne Gleichen. Sie werden verstehen, meine Herren, daß mein Freundschaftsgefühl sich bald in Liebe verwandelte, in glühende, verzehrende Liebe. Leicht und munter erzählte sie mir alles, was sie erlebte, plauderte mit mir von allem, was sich in ihr regte, ohne zu begreifen, welche Qual es für mich war, ihr so nahe zu sein, ohne sie in die Arme zu schließen und ihr holdes Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken. Denn wie durfte ich es wagen, ihr von Liebe zu sprechen, ich armer unglücklicher Mensch, der ich mich kaum selber ernähren konnte. — Und sie haßte die Armuth! Bei den Eltern war sie an Luxus gewöhnt gewesen, und hier wohnte sie zwischen vier nackten Wänden und schlechten, verschlissenen Miethsmöbeln! Oft verschloß ich meine Thür und antwortete nicht, wenn s